

Zeitschrift: Hochparterre : Zeitschrift für Architektur und Design
Herausgeber: Hochparterre
Band: 22 (2009)
Heft: 6-7

Artikel: Das Badezimmer geht fremd : die fließenden Übergänge von der Nasszelle zum Wohnbad und von gestern zu heute
Autor: Ernst, Meret
DOI: <https://doi.org/10.5169/seals-123804>

Nutzungsbedingungen

Die ETH-Bibliothek ist die Anbieterin der digitalisierten Zeitschriften. Sie besitzt keine Urheberrechte an den Zeitschriften und ist nicht verantwortlich für deren Inhalte. Die Rechte liegen in der Regel bei den Herausgebern beziehungsweise den externen Rechteinhabern. [Siehe Rechtliche Hinweise.](#)

Conditions d'utilisation

L'ETH Library est le fournisseur des revues numérisées. Elle ne détient aucun droit d'auteur sur les revues et n'est pas responsable de leur contenu. En règle générale, les droits sont détenus par les éditeurs ou les détenteurs de droits externes. [Voir Informations légales.](#)

Terms of use

The ETH Library is the provider of the digitised journals. It does not own any copyrights to the journals and is not responsible for their content. The rights usually lie with the publishers or the external rights holders. [See Legal notice.](#)

Download PDF: 01.04.2025

ETH-Bibliothek Zürich, E-Periodica, <https://www.e-periodica.ch>

DAS BADEZIMMER...





... GEHT FREMDE Das Bad ist keine Nasszelle mehr. Es macht sich breit und weckt wohnliche Bedürfnisse.

Text: Meret Ernst, Fotos: Jojakim Cortis & Adrian Sonderegger

Ein Badezimmer, so gross wie ein Salon. Mitten drin stehen zwei Baderuber züchtig nebeneinander. Weiss, violett, grün ist die lichte Farbstimmung. Teppiche liegen am Boden, im Hintergrund stehen Pflanzen, Waschtische, ein graziles Beistelltischchen, ein Raumtrenner. Dieser sei zugleich Heizelement, macht die Pressemeldung aufmerksam, der Teppich weise Wasser, Chlor und Salzwasser ab.

Selten löste ein Badezimmer-Konzept solche Aufmerksamkeit aus. Entworfen hat es Patricia Urquiola für den deutschen Hersteller Axor Hansgrohe, erstmals vorgestellt wurde es an der ISH, der Frankfurter Fachmesse für Bad und Gebäudetechnik diesen Frühling. Die Bilder, die davon zirkulierten, sorgten für Aufsehen. Das hat mit der Kraft zu tun, mit der die Designerin Patricia Urquiola Geschichten erzählt: Die vom Paar, das sich im intimen Raum des Badezimmers einen Rest Intimität bewahren will und in zwei Wannen steigt. Die von der nonchalanten Sicherheit, sich nicht nur der Körperhygiene zu widmen, sondern sich auch auf sein persönliches Wohlbefinden zu konzentrieren. Die Geschichte vom Luxus und vom Wunsch, im Badezimmer Zeit zu verbringen, viel Zeit.

Patricia Urquiola bereitet neuen Ritualen, ungewohnten Nutzungen eine Bühne. Die Inszenierung ist bis ins Kleinste kontrolliert, und so folgen wir den ausgelegten Spuren, stellen uns die Badenden vor, die grossen Abwesenden in diesem Bild; und, oh Wunder, die Glücklichen, die über ein solches Bad verfügen, sind wir selbst. Wir wollen, wir müssen es sein.

Der Schritt von der Identifikation zum Kauf genau dieser Armaturen, jener Badewanne ist damit noch lange nicht gemacht. Geschweige denn, dass wir gleich die ganze Inszenierung übernehmen könnten. Eine Inszenierung übrigens, die es geschickt vermeidet, eine hermetische, nur mit einer einzigen Marke verbundenen «Welt» aufzubauen, und so anschlussfähig an den je eigenen Lebensstil wird. Aber: Auch wenn wir genau so baden wollten – an diesem Wunsch werden wir scheitern und uns stattdessen eben doch mit dieser Badewanne oder jener Armatur begnügen, ganz im Sinne der Hersteller. Denn ein wesentlicher Teil an diesem Wunschbild ist die Raumgrösse, die es für seine Realisierung braucht. Und dieser grosszügig bemessene Raum ist in den meisten Fällen nicht vorhanden.

ES HÄTTE AUCH ANDERS KOMMEN KÖNNEN Über Jahrzehnte war das Badezimmer nicht mehr als eine «Nasszelle», minimal bemessen, gerade so, dass man sich darin waschen, Zähne putzen, rasieren und kämmen konnte. Körperhygiene war darin möglich. Mehr nicht.

Ein solches Badezimmer gab die praktische Antwort auf das Bedürfnis einer pruden, aber zunehmend hygienebewussten Gesellschaft, sich im Privaten zu reinigen, statt sich wie einst die Griechen, die Römer und die Menschen des Mittelalters in öffentlichen Bädern zu regenerieren – inklusive geistiger Anregung oder gymnastischer Übung, später auch lukullischer oder sexueller Entspannung. Als sich das Badezimmer nach 1900 etablierte, gehörte die Toilette bereits zur bürgerlichen Wohnung, das Wannenbad hatte sich gegenüber dem Dampfbad durchgesetzt, die Wasserversorgung, die Zuleitungen und Abflüsse waren technisch gelöst und so konnten sich die mobilen Wannen und Waschsüsseln einen festen Ort im Grundriss erobern. Dem Badezimmer stand nichts mehr im Wege. Doch welche Anordnung der Apparaturen das private Baden am besten bedient

«Auf dem Rand der Badewanne sitzend, erklärte ich Edmondsson, es sei möglicherweise nicht gesund, im Alter von siebenundzwanzig, bald neunundzwanzig Jahren mehr oder weniger zurückgezogen in einer Badewanne zu leben. Ich müsste das Wagnis eingehen, die Seelenruhe meines abstrakten Lebens aufs Spiel zu setzen, um... Ich beendete meinen Satz nicht. Am folgenden Tag verliess ich das Badezimmer.» Jean-Philippe Toussaint, Das Badezimmer, aus dem Französischen von Joachim Unseld, FVA, Frankfurt a. M. 2004

und welcher Rang in der Hierarchie der Räume dem Bad zukommen soll, sind mit diesen Vorbedingungen noch nicht definiert – und waren es zu Beginn der «Mechanisierung des Badezimmers» auch nicht, wie Sigfried Giedion 1948 darstellte. Die Entscheidung fiel auf den Typ, der sich am besten rationalisieren liess. Das Bad, das sich im 20. Jahrhundert durchsetzen sollte, war die Nasszelle, der «compact bathroom», der in den USA jedem Schlafzimmer zugeordnet wurde – dem privatesten Raum, was einiges über den gesellschaftlichen Stellenwert aussagt, der dem hygienischen Umgang mit dem eigenen Körper beigemessen wurde.

Dabei hätte es eine Alternative gegeben. Das englische Badezimmer, wie Giedion den Typ benannte. Er etablierte sich um 1900 im gehobenen Bürgertum. Dieses Badezimmer wurde von kostbar dekorierten Wannen möbliert, die mitten im Raum standen. Sie trugen die Erinnerung an frühere Zeiten in sich, als die Zinkwanne in ein beliebiges Zimmer getragen, mit Tüchern ausgekleidet und mit in Eimern herangeschlepptem Wasser gefüllt wurde. Doch das englische Badezimmer verweigerte sich der Rationalisierung, die den Wohnungsbau vor allem in den USA, bald in Europa antrieb. Es blieb Geschichte, drohte zu den Verlierern des 20. Jahrhunderts zu werden.

DER GRUNDRISS DER GROSSEN SERIE Ab 1915 konnten emailierte, doppelwandige Badewannen in grosser Serie und kostengünstig hergestellt werden. Das hatte Folgen für den Grundriss im Massenwohnungsbau: Die in den USA damals üblichen 5-Fuss-Badewannen (1,50 m) definierten die Breite der Nasszelle, während sich die Länge aus der Kombination von Waschbecken und WC ergab. Vor allem im mehrstöckigen Mietwohnungsbau wurde diese Anordnung gewählt, die einst für das Hotelzimmer entwickelt worden war. Anders als das englische Bad, dessen Installationen, aber auch dessen Platzierung im Grundriss variieren konnten, wurde die Nasszelle zum Kern des Entwurfs. Um ihn gruppierten sich die weiteren Räume. Die Zuleitungen und Abflüsse wurden in einer Wand installiert. Das wiederum schränkte die Wohnungsgrundrisse ein.

Die Nasszelle ist das Resultat von Rationalisierungsprozessen, ohne die die serielle Massenproduktion und der davon abgeleitete rationalisierte Wohnungsbau undenkbar ist. Noch heute gilt als Richtschnur, was das «Handbuch für Sanitärplaner» des Sanitärherstellers Geberit in einem Durchschnitts-, einem Minimal- und einem Komfortmass angibt: Mindestens drei Quadratmeter misst ein Badezimmer mit Wanne, Waschtisch und WC, die sich an einer Installationswand aufreihen – immerhin einen guten halben Quadratmeter mehr als achtzig Jahre früher das Minimalbad mass, für das in der Zeitschrift «Das Neue Frankfurt» stolz geworben wurde: 1929 platzierte es auf einer Grundfläche von nur 1,7 x 1,5 Metern die «neue kombinierte Sitz-, Fuss-, Brause- und Badewanne Cella, ein abgeschlossenes Klosett, Waschtisch, Heizkörper und Garderobe».

Das Bad mit Wanne, Waschtisch und WC setzte sich, analog zur Frankfurter Küche, im europäischen Massenwohnungsbau seit den Zwanzigerjahren durch. Gestützt wurde das Konzept durch ergonomische Untersuchungen im Dienste der Ökonomisierung, die minimale Wandabstände, Duschhöhen und Bewegungsradien bestätigten. Die moderne Nasszelle feierte die Zweckmässigkeit der Apparaturen und definierte den Grundbedarf für die Körperreinigung breiter Schichten. Mehr war auch nicht gefragt.

VON DER ZELLE ZUM RAUM Immerhin, im Lauf der Jahrzehnte wurde die Nasszelle, die in Mietwohnungen und Stockwerkeigentum eingebaut wurde, etwas grösser, und sie liess sich dank Komfortlüftung flexibler im Grundriss einplanen: Seit den Sechzigerjahren rutscht das Badezimmer >>



^Längst sind die Accessoires und Aufbewahrungsmöbel im Badezimmer so perfekt wie im Wohnraum.

^Die Form definiert den Gebrauch. Waschbecken «PHC» und bodenstehende Armatur «Liquid» von Piero Lissoni.

» ins Innere der tiefer gewordenen Grundrisse. Eine Zelle, dazu noch eine ohne natürlichen Lichteinfall und ohne jeden Bezug zu anderen Räumen, blieb es. Die Sanitärbranche stellte guten Standard her, die Qual der Wahl war nicht allzu gross. Bis in den Siebzigerjahren die Gestalter das Bad entdeckten. 1975 brachte der französische Hersteller Villeroy & Boch mit Luigi Colani erstmals eine ergonomisch geformte Produktlinie und damit das Kollektionsprinzip von der Wanne bis zu den Fliesen auf den Markt.

Doch bald zirkulierten Bilder, die eine alternative Vorstellung des privaten Badens populär machten. 1981 brachte ein Film das Loft in die Kinos. Jean-Jacques Beineix' Erstlingswerk *Diva* glänzte weniger durch den verworrenen Plot um einen Postboten, der mit seinem Aufnahmegerät (der Schweizer Marke Nagra) heimlich die Arien einer Opersängerin aufnimmt und dadurch in Bedrängnis gerät. Es war vielmehr die *Mise en Scène*, die den Zeitgeist auf den Punkt brachte. Darunter das besagte, in blaues Licht und sphärische Klänge gehüllte, endlos grosse Loft eines durchgeknallten Kunstliebhabers und Zen-Buddhisten. In einer Szene sitzt er mit Zigarre in seiner Wanne, die offen im Raum steht, neben ihm schwappt in einem Kippglas eine blaue Welle hin und her. Ein Lebensgefühl, das sich nur in einem Grundriss entfalten konnte, der die ebenso offene Küche mit der frei stehenden Badewanne kombinierte – einen Zusammenhang, den wir Teenager damals instinktiv erfassten. Beineix hämmerte uns den Look der Achtziger ins Bewusstsein. Zu jener Zeit waren unsere Badezimmer ganzflächig gefliest und die Badewannen wahlweise orange, crème oder braun. Wer Glück hatte, konnte das Fenster öffnen und sich hinausträumen.

LICHT UND LOFT Bei Neu- und Umbauten seit den Achtzigerjahren wurden vermehrt Badezimmer mit natürlicher Belichtung geplant. Egal ob eine Öffnung auf Balkon, Terrasse, Garten oder Innenhof führte: Licht und Luft drangen ins Badezimmer, auch im Mietwohnungsbau.

Auch die Farbe wechselte in jener Zeit – vom Crème-Orange-Braun, das in den Siebzigerjahren das Standard-Keramik-Weiss verdrängt hatte, zum Beispiel ins Schwarz-Weiss. Andrée Putman wählte diese Kombination, als sie 1984 in New York ihr erstes Hotel, das Morgans, entwarf und damit gleich den Prototyp des Boutique Hotels prägte. Mit den schwarz-weissen Fliesen in den Badezimmern kreierte sie ein Markenzeichen, das mit Verzögerung in viele Provinz-Disco wandern sollte: Chequer-Flag – das passte zum knallroten Lippenstift, den wir uns versuchsweise aufmalten.

Im Gleichschritt, wie die Wohnfläche pro Person zunahm (zwischen 1990 und 2000 stieg sie in der Schweiz von 39 auf 44 m²), wurde das Bad grösser. Minimalgrundrisse genügten nicht mehr. Mindestens sechs Quadratmeter mussten sein, um den Raum neuen Ansprüchen anzupassen.

Das Loft mit seinem offenen Grundriss lehrte, dass die Toilette ausgegliedert, oder, falls ein zweites WC eingeplant wird, im Badezimmer zumindest durch eine Sichtblende getrennt werden muss. Ein zweites WC bildete fortan den Standard für grössere Wohnungen. Im Mietwohnungsbau bestimmt die Anordnung der Apparate immer noch den Badezimmer-Grundriss: Die Breite des Badezimmers wird durch die bis zu 220 cm grosse Wanne definiert, an die sich in der Länge Waschbecken und Toilette reihen. Dabei wird darauf geachtet, dass der Zugang nicht auf das Klo ausgerichtet ist.

DAS BAD WIRD ZIMMER Je mehr Raum sich das Badezimmer im Wohnungsgrundriss eroberte, desto klarer liess es die an einer Installationswand aufgereihten Sanitärapparate obsolet wirken. Grössere Grundrisse und frei im Raum stehende Wannen und Waschbecken bedingen sich gegenseitig. Unverhofft war es wieder da, das englische Bad, als Philippe Starck 1994 mit der Serie «Starck 1» für Duravit frei stehende Ensemble kombinierte. War es postmoderne Rückbesinnung auf ein vorindustrielles Badezimmer? Mitte der Neunzigerjahre definierte dieses Bild nicht nur das Bad neu, sondern bediente auch einen minimalistisch gedämpften Hedonismus: Baden hat etwas mit Genuss und Stil zu tun, und das ist nicht länger den Happy Few vorbehalten. Grösser wirkt ein Zimmer, verbindet es sich mit angrenzenden Räumen. »

Kommentar GUT BERATEN

Die Sanitärbranche bewegt sich, Hersteller geben Trend- oder Nutzungsstudien in Auftrag – Designer, die wie wir in ihrem Auftrag arbeiten, spüren das. Einige Neuerungen werden sich durchsetzen, weil sie eine Notwendigkeit sind. Dazu gehört das nachhaltige Bad, das über elektronisch gestützten Komfort verfügt und das gute Gewissen bedient. Wichtig ist das «barrierefreie Bad», das für alle funktioniert. Das hat eine hohe Bedeutung, denn aufgrund langfristiger Erneuerungszyklen wird es mit den Bewohnern «alt». Die Regendusche oder die frei stehende Badewanne zähle ich eher zu wechselnden Trends. Wir beobachten übrigens, dass es die frei stehende Badewanne selten auf die Prioritätenliste schafft; verlangt wird dagegen mehr Stauraum und Ablagefläche. Auch deshalb, weil sich die Männer immer mehr Pflegeprodukte und Geräte leisten. Die Ausstattung hängt auch davon ab, ob das Bad im Einfamilienhaus, im Stockwerkeigentum oder für die Mietwohnung geplant wird. Die meisten Kunden verlangen einen höheren Standard. Deshalb stehen Investoren im Wettbewerb, egal ob sie private oder genossenschaftliche Wohnungen planen: Heute wird ab einem Dreipersonen-Haushalt ein Badezimmer sowie ein Gäste-WC gewünscht, das eine zweite Dusche hat. Grundsätzlich ist Beratung enorm wichtig. Entscheide werden in einer frühen Planungsphase vorweggenommen und Bauherren müssen unter Zeitdruck entscheiden. Hier sind Designer gefragt, die den Überblick über die Anbieter haben, die die Schnittstelle vor der Wand und hinter der Wand kennen und die Nutzungskonzepte erstellen können. Da überlassen viele Architekten das Terrain den Fachhändlern – wie auch in der Küche. Hanspeter Wirth, Designer FH und Partner von Formpol, Zürich. Formpol arbeitet u.a. für die Sanitärfirma Bodenschatz.



»Vor über zehn Jahren entworfen und noch immer perfekt: die bodenstehende Armatur aus der Serie «Minimal» von Giulio Gianturno (1995). Wanne «Sabbia» von Naoto Fukasawa.





^ Arbeiten lässt sich überall. Auch im Bad. Das Laptop spiegelt sich in «Stage», liegt auf dem Waschkorpus «Zone» aus Corian, beide von Piero Lissoni, daneben die Armatur «Minimal».



^ Im Zweierteam unter der Regendusche stehen. Oder die Dusche als Garderobe umnutzen: Wir definieren den Gebrauch selbst.
Duschkopf und Wandmischer «Minimal», Duschanne «D10» von Romano Adolini.

>> Die Verbindung von Schlafzimmer und Bad, die bereits im Compact Bathroom amerikanischer Prägung angelegt war, setzt sich mehr und mehr durch. Vorbildgeber ist die Raumaufteilung, wie sie in Hotelzimmern ausprobiert wurde. Da in diesen Räumen nicht gewohnt, sondern nur übernachtet wird, konnten Bad, Ankleide und Schlafräum optisch zusammenwachsen. Mit dem Vorteil, dass das Bad ebenso natürlich belichtet wird wie das Schlafzimmer. Eine separate Duschkabine und ein abgetrenntes WC bildeten dafür die Voraussetzung.

Unbestritten ist: Das Badezimmer öffnet sich, verschmilzt mit anderen Räumen – so wie das erfolgreiche Beispiel der Wohnküche zeigte. Lässt sich das Bad mit der Küche wieder vereinen? So wie wir zu Studienzeiten die gammelige WG-Küche dank Einbaudusche souverän als Badezimmer nutzten? Auch für diese Kombination besteht ein altes Vorbild: Im 19. Jahrhundert war der erste und einzige Ort, an dem kontrolliert Wasser ins Haus kam, die Küche, erst später folgte das Klosett und schliesslich das Badezimmer. Auch wenn dieses Modell auf Dauer nicht überzeugte: Küche und Bad haben planerisch gesehen viel miteinander zu tun.



<Im Badezimmer brauchen wir vor allem Platz für allerlei Geräte und Pflegeprodukte. Ob sie was nützen, zeigt der Blick in den Spiegel: hier im Spiegel «Wedge» von Johanna Grawunder. Armaturen «Uni», GRS Boffi. Alle Bilder aufgenommen im Showroom Boffi, Zollikon. Mit bestem Dank an Boffi Studio und Redbox.

Gerade beim Umbau von Häusern aus der Zeit, bevor Badezimmer eingepflanzt waren – in der Schweiz in vielen Häusern vor 1930 –, ist die räumliche Nähe von Küche, Badezimmer und Toilette unumgänglich. Doch die Öffnung des Badezimmers zur Küche hin setzte sich nicht durch – zu stark sind wir hygienegeschichtlich von den letzten hundert Jahren geprägt, zu fern liegt uns heute die Verbindung von Essen und Baden, auch wenn beides durchaus mit der totalen Regeneration zu tun hat, die Giedion als eine der beiden bestimmenden Auffassungen in der Kulturgeschichte des Badens bezeichnet hatte, und die in den mittelalterlichen Badestuben Sitte war. Doch die Intimitätsschwelle, die das Badezimmer umgibt, wird auf absehbare Zeit verhindern, dass dieser Raum mit der Küche, dem Wohnzimmer oder dem Arbeitsbereich verschmelzen wird – egal, wie häufig derzeitige Trendberichte auf das entgrenzte Badezimmer insistieren. Das wiederum hindert nicht daran, dass heute Aufbewahrungsmöbel und Armaturen, die für die Küche entwickelt wurden, auch im Badezimmer anzutreffen sind: Wir mögen es auch im Bad perfekt gestaltet.

Grösser ist der Raum zwar geworden, in dem wir uns der Körperpflege widmen. Doch Grösse allein macht den Raum noch nicht zum Zimmer. Auch im kostenbewussten Genossenschaftsbau gilt deshalb: Gibt es Raumreserven, werden sie meist nicht dem Bad zugeschlagen, sondern eher der Küche oder dem Wohnzimmer. Ist dann immer noch freier Raum vorhanden, wird er als mehr oder weniger durchlässiger Vor- oder Zwischenraum zwischen Bad und Schlafzimmer – als Ankleide oder Duschräum – oder als zweite Toilette genutzt. Zonierung statt Entgrenzung. Doch der umgekehrte Weg steht offen: Auch wenn sich das Badezimmer nicht mit dem Wohnbereich vereint, kann es sich – autonom geworden – wohnlich ausstaffieren.

AVANTGARDE UND ALLTAG Inszenierungen wie Patricia Urquiolas Bad geben einen Fixpunkt an, wohin sich das Bad entwickelt. Als Konzept ist es dem Alltag immer einen Schritt voraus. Was daran deutlich abzulesen ist: Die funktionale Zelle hat sich längst zum Zimmer entwickelt, das seinen eigenständigen Platz im Grundriss behauptet und sich zu anderen Räumen hin öffnet. Eine Entwicklung, die kaum mehr rückgängig zu machen ist.

Die Baubranche hat ein Interesse daran, dass die Entwicklung so weiter geht. Rund 12 Prozent der Bausumme schöpft der Wohnungsbau ab – 2009 waren das in der Schweiz knapp 3,8 Milliarden Franken. Mitbeteiligt sind alle: Planer, Hersteller, Lieferanten und ausführende Unternehmen. Der grösste Branchenverband, der Schweizerisch-Liechtensteinische Gebäudetechnikverband Suissetec, zählt mit 3000 Sanitär-Unternehmen rund zwei Drittel aller in der Schweiz tätigen Firmen in diesem Bereich. Vor allem die Hersteller und Händler müssen heute wissen, welche Entwicklungen die nächsten Jahre prägen. Entscheidend, Trends vorzusehen, ist es auch deshalb, weil Bäder im Schnitt nur alle zwanzig Jahre erneuert werden, dazu kommt gerade bei Siedlungen eine oft mehrere Jahre dauernde Planungsphase. Dass die Branche mit dem Prinzip der «Badezimmerkollektionen» die schnelllebige Mode aufgriff und entsprechende «Badezimmer-Accessoires» anbietet, hat viel mit Marktbearbeitung zu tun. Auch wenn sich Trends oft widersprechen, darin sind sich alle einig: Standard war gestern, heute soll jede kleinste, vom Marketing gerade noch identifizierbare Kundengruppe möglichst gut bedient werden.

Und deshalb gibt es das luxuriöse Private Spa mit tropischer Regendusche, Handtuchwärmer und dem Versprechen, neue Rituale zu bedienen. Es gibt die perfekte Eleganz und zeitlose Schönheit der Armaturen und Wannen, wie sie von Firmen wie Dornbracht, Boffi, Axor, Laufen oder Sanitas Troesch auf den Markt gebracht werden – und das alles in durchdeklinierten Stilprägungen zwischen Neobarock und Contemporary. Es gibt das grüne Bad, das mit aller Berechtigung Wasser sparendes und energieeffizientes Baden bietet, geschickt mit Restwärme und Grauwasser umgeht, ökologische Materialien verwendet und nachhaltig produzierte Apparate einbaut.

Wirklich grün, aber auch wirklich komfortabel wird das Bad, sobald die Elektronik voll integriert wird. Steuerungen steigern den Komfort, aber auch das gute Gewissen: weil die Wassertemperatur auf ein persönliches Profil abgestimmt wird und nicht mehr lange gemischt werden muss. >>

» Die Steuerung erfolgt über einen Touchscreen, der im Spiegel aufgerufen wird, ein Kabelkanal vereint alle Funktionen, die im Badezimmer gebraucht werden. Der Schritt zum intelligenten Bad, wie es das Fraunhofer Institut für Mikroelektronische Schaltungen und Systeme IMS an der diesjährigen Computermesse Cebit vorstellte, ist nicht mehr weit. Damit rutscht ein Assistent ins Bad, der auch älteren Menschen ermöglicht, länger zu Hause wohnen zu können, oder der Kindern beim Baden hilft. Weil sich das Becken oder die Toilette senkt, je nach ausgewähltem Profil, weil Sensoren Messwerte sammeln oder daran erinnern, Medikamente einzunehmen.

DAS NEUE BAD Einst schien es, als wäre das Badezimmer ein für allemal industriell definiert und baulich rationalisiert. Trotzdem machte es in den letzten drei Jahrzehnten eine erstaunliche Wandlung durch. Was die Entwicklung ursächlich antrieb, ist schwierig zu sagen. War es die Fitnesswelle, die in den Siebzigerjahren aufkam, bald der Wellness-Ideologie Platz machen sollte und das Badezimmer in ein Private Spa verwandelte? War es die Emanzipation und damit die Neuformatierung der Geschlechterbeziehungen, in deren Wandlung sich die Männer das Badezimmer zurückeroberten? Das Schlagwort, wonach das Private politisch ist und der Architektin entsprechende Antworten abverlangte? Der Jugendkult der Sechzigerjahre, der Druck auf einen fit getrimmten Körper machte? Schlug das Vorbild der Wohnküche durch? Oder waren es findige, weil designorientierte Sanitärhersteller, die das Bad dem Gestaltungswillen der Bauherrin öffneten? Waren es Designer, die die Schnittstelle zwischen Bauen und Wohnen besetzen, weil sie sich mit Ritualen auskennen? Je nach Auffassung, wem die Definitionsmacht über diesen seltsamen Raum zugeschrieben wird, den Bewohnerinnen, Bauherren, der Sanitärbranche, Designern oder Architektinnen, fällt die Antwort unterschiedlich aus. Das Badezimmer, das in der Statistik nicht als Wohnraum gezählt, ja nicht einmal als Bedingung für die Definition einer Wohnung bewertet wird, ist

ein Raum, der beides ermöglichen muss: Funktion und Ritual. Was die Geschichte des Badezimmers im 20. Jahrhundert zeigt: Funktionalismus allein genügt nicht. Irgendwo tragen wir wohl alle die Erinnerung daran, dass die Beschäftigung mit dem eigenen Körper etwas mit Kultur zu tun hat. Sie braucht ja nicht gleich ins andere Extrem des Körperkults zu fallen.

EIN LETZTES UND EIN BUCHHINWEIS Es scheint, als erobern wir eben die «totale Regeneration» zurück, die in der Moderne an die funktional definierte Körperhygiene verloren ging – an die Abwaschung, wie Sigfried Giedion die Basisfunktion des Badezimmers beschreibt. Und das nicht nur im florierenden Hotel-Spa, in den öffentlichen Bädern, sondern auch im Badezimmer, das wir inzwischen zum Private Spa aufgemotzt haben. Eine solche Privatisierung spiegelt sich im Gebot körperlicher Fitness. Wer nicht regelmässig regeneriert, dem droht ein Burnout und damit der Ausschluss aus der Leistungsgesellschaft. Wie solches dereinst bestraft wird, beschreibt die Autorin Juli Zeh in ihrem Theaterstück «Corpus Delicti: Ein Prozess». Darin entwirft sie eine Gesellschaft, die Gesundheit zum absoluten Wert erhoben hat. Eine negative Utopie, die, liest man sie in der frei stehenden Badewanne mit Blick auf das rauchfreie, optimal belüftete, allergiefreie Hotelzimmer, überaus mulmige Gefühle auslöst.

LITERATUR

- > Sigfried Giedion, Geschichte des Bades, EVA, Hamburg 1998 (Auszug aus: ders., Mechanization takes command, Oxford UP, New York 1948)
- > Alexander Henz, Martin Kärcher, Das Badezimmer, 2. Auflage, ETH Wohnforum, Zürich 1996
- > Juli Zeh, Corpus Delicti: Ein Prozess, Schöffling & Co., Frankfurt a. M. 2009

LINKS

- Wie badet Hochparterre? Die Bildergalerie im Netz.
- > www.hochparterre.ch/links



So bedient man heute komplizierte Haustechnik

.... mit einem berührungsempfindlichen Touchscreen.



Multiroom Video



Heimkino



Multiroom Audio



Multimedia Geräte



Internet, Telefon, PDA



Überwachungssysteme





Licht, Jalousien Heizung, Klima



Sprechanlage



Alarm- und Brandmeldeanlagen

mediaSYS ag
schachenstrasse 24
5012 schönenwerd
tel. 062 923 88 50
info@mediasys.ch
www.mediasys.ch



AUSSENGRÜN #6018

Ganz gleich, welchen Code die Farbe trägt, die Ihrem Charakter am besten entspricht: Wir helfen Ihnen gerne, wenn es darum geht, Ihrem Alltag mit inspirierendem Grün noch mehr Leben einzuhauchen. Neben über 200 verschiedenen Pflanzen in allen möglichen Grün-Nuancen für den Innen- und Aussenbereich bieten wir Ihnen mit ebenso viel Freude fachkundige Beratung, individuelle Servicepakete und kostengünstige Mieten an. Eine grosse Auswahl verschiedenster Töpfe und Gefässe, welche die ästhetische Wirkung Ihrer Wunschkpflanze auf ganz spezielle Art und Weise unterstreichen, runden unser Angebot ab.

hydroplant[®]

Grün belebt.

044 942 93 93, www.hydroplant.ch

walder, werber